Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 127 Bromberg, den 13. Dezember 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von **Karl-August von Laffert.**

(19. Fortsetzung.) —

Auf einem schönen Platze der Stadt Dijon steht eine Bronzestatue des heiligen Bernhard, der mit frommverklärten Blicken in die niedrigen Fenster einer kleinen Bar hineinschaut, in der es weniger fromm herzugehen pflegt.

Hier war der Gefängnisaufseher Dupret von seinem alten Freunde Henri zu einem solennen Abendessen geladen worden. Seit Jahren hatten sie sich nicht gesehen, so daß sie die Erneuerung ihrer alten Freundschaft mit vielen Apéritifs und einigen Flaschen des feurigen Weines der Côte d'Or feierten, besonders da Henri zahlte.

„Du bist etwas heruntergekommen, mein Alter," sagte Henri. „Wo sind die schönen Zeiten geblieben, als du noch Sergeantmajor bei den vierten Spahis warst und ich dein erster Gehilfe und Kompanieschreiber? Jetzt hat man dich zum Wärter der Gefangenen gemacht, nach meiner Ansicht eine unwürdige Beschäftigung für einen alten, ruhmreichen Soldaten."

„Ja, was soll man tun?" seufzte Dupret. „Ich mußte leider den aktiven Dienst quittieren."

„Gefiel es dir nicht mehr unter der Fuchtel der Vorgesetzten?"

„Ach, das war nicht so schlimm, wenn es nur Gerechtigkeit gegeben hätte!"

„Die war nie sehr stark bei uns," bestätigte Henri. „Immer gab es zweierlei Moral in der Armee, eine für die Offiziere, denen alles erlaubt, und eine für die Soldaten, denen alles verboten war."

„Das ist nun mal nicht anders in der Welt!" seufzte Dupret.

„In Frankreich wohl, aber nicht in Rußland," erklärte Henri. „Zwei Jahre war ich in diesem gesegneten Lande. Da hat unsereiner es gut, sage ich dir. Wir sind dort die Herren und nicht die Offiziere und Kapitalisten. Wer nur ein bißchen geschickt ist und sich umzusehen weiß, der ist bald ein gemachter Mann. Sieh mich an! Als armer Schlucker mit einer jammervollen Kriegspension kam ich vor zwei Jahren dorthin, und jetzt besitze ich ein Bankkonto von mehreren hunderttausend Frank."

„Ich mag nicht in ein fremdes Land gehen, wo man kein Französisch versteht."

„Dann geh in die Schweiz zu deiner Braut, von der du mir erzählt hast. Auch dort kannst du den Sowjets dienen."

„Wie wäre das möglich?"

„Es ist möglich. Ich will dir einen Weg zeigen, auf dem du nicht nur 5000 Frank, die dir zur Verheiratung noch fehlen, sondern das Sechsfache verdienen kannst. Aber eine Bedingung ist dabei."

„Welche?" fragte Dupret zitternd vor Erregung.

„Du mußt zuvor unserer Partei beitreten."

„Und wozu verpflichte ich mich damit?"

„Zunächst nur zum unverbrüchlichen Stillschweigen. Alles übrige, das man dir vorschlagen wird, brauchst du nicht zu tun, wenn es gegen dein Gewissen geht."

„Wie kann ich in die Partei aufgenommen werden?"

„Durch mich," sagte Henri bedeutungsvoll. „Ich bin einer der geheimen Delegierten für Frankreich."

„Wenn es wirklich zutrifft, daß ich mir, ohne Unrecht zu tun, 30 000 Frank verdienen kann, dann nimm mich bitte auf," sagte Dupret eifrig.

„Gut. Auf deinen ausdrücklichen Wunsch soll es geschehen. Dann sprich mir die Eidesformel nach."

Er erhob sich und zog einen Sowjetstern aus seiner Tasche. Auch Dupret stand auf und legte seine Hand auf das ihm vorgehaltene Wahrzeichen der Kommunisten. Henri sprach die Eidesformel in kurzen Absätzen, die Dupret langsam wiederholte.

„Jetzt gehörst du zu uns, Genosse. Ich mache dich darauf aufmerksam, daß ein Verstoß gegen deinen Eid den sicheren Tod bedeutet. Und wenn du dich in die äußerste Wüste begäbest oder in die eisigen Gefilde des Nordpols, wenn du dich mit den stärksten Mauern umschlössest oder von den tapfersten Soldaten verteidigen ließest — keine Macht der Welt würde dich schützen gegen die unabwendbare Rache. Kommst du andererseits in Gefahr, in der dir sonst kein Mensch helfen würde, so werden wir, deine Genossen, dich nie im Stich lassen, sondern dich früher oder später befreien."

„Habt ihr solche Macht?"

„Das will ich dir sofort praktisch beweisen," sagte Henri. „Einer der Unseren sitzt hier auf der Zitadelle in deinem Gewahrsam. Ihn zu befreien, bin ich ausgeschickt. Mein erster Versuch gilt dir. Gelingt er nicht, weil du dich weigerst, dann werden meine Freunde andere Helfer finden. Du aber kannst uns nicht verraten, denn dein Eid bindet dich."

„Wer ist der Gefangene?" fragte Dupret.

„Ein Deutscher namens Marten."

„Das soll ein Bolschewist sein?" fragte Dupret erstaunt. „Da irrst du dich. Es ist ein reicher Industrieller, der in seiner Fabrik verbotene Flugzeuge für die Deutschen baute."

„Er hat diese Flugzeuge für Rußland gebaut," sagte Henri bestimmt, „daher werden wir ihn befreien."

„Aber wenn es herauskommt, bin ich verloren", klagte Dupret.

„Als Mitglied der mächtigen bolschewistischen Organisation bist du niemals verloren, mag da kommen, was will. Außerdem sind alle Vorbereitungen getroffen, daß eine Entdeckung unmöglich ist. Zwei Autos stehen bereit, die uns in wenigen Stunden über die Grenze nach Lausanne bringen. Falsche Päffe für alle sind vorhanden. Jetzt mußt du uns nur noch den Weg angeben, wo wir des Gefangenen habhaft werden."

„Und wer verbürgt mir, daß ich auch das versprochene Geld erhalte?"

„Zunächst diese Anzahlung," sagte Henri und zog ein Paket Banknoten aus der Tasche. „Hier sind 5000 Frank, die du behalten kannst, ganz gleich, ob unser Anschlag gelingt oder nicht. Den Rest erhältst du in Lausanne ausbezahlt."

Immer noch ungläubig, griff Dupret nach dem Gelde. Es stimmte genau. Fünf schöne, neue 1000 Frankscheine der Bank von Frankreich. Unentschlossen ließ er sie wieder los. Aber Henri steckte sie ihm ohne weiteres in die Rocktasche und befahl kategorisch:

„Jetzt mach keine Umstände mehr, sondern sage, wie wir den Martens befreien können."

„Das ist nicht so schwierig", seufzte Dupret. „Die politischen Gefangenen werden nicht so streng bewacht, weil sie ja doch kaum aus Frankreich entfliehen können. Wir müssen für den Deutschen nur irgendeine Verkleidung besorgen, dann kann ich ihn ohne weiteres aus seiner Zelle mit mir herausnehmen. Der Posten am Tor der Zitadelle wird es nicht wagen, mich anzuhalten, da er mich genau kennt."

„Eine passende Verkleidung haben wir bereits im Auto", sagte Henri. „Können wir nicht heute abend noch die Sache

unternehmen? Man wird dann frühestens am morgigen Tage deine Abwesenheit und die Flucht von Martens bemerken."

„An und für sich ginge es schon heute. Ich möchte aber zunächst noch in meine Wohnung, um die nötigsten Sachen zu packen. Nach Frankreich kann ich ja doch fürs erste nicht wieder zurück."

„Damit du durch ungeschicktes Benehmen die Leute noch aufmerksam machst! Daraus wird nichts", sagte Henri brutal. „Deine paar plundrigen Sachen läßt du gefälligst hier. Die werden dir ersetzt."

„Aber ich habe noch Geld zu Hause und wichtige Briefe", jammerte Dupret.

„Laß sie schießen, lieber Freund. — Garçon, zahlen", rief er dem eintretenden Kellner zu, „ich muß mit dem Nachtzug nach Lyon."

*

Nach Überwindung des mandschurischen Erzgebirges gelangte der Expreßzug in das Tal der reißenden Ingoda und näherte sich Tschita, der Hauptstadt des Amurgebietes, wo ein Aufenthalt von sechs Stunden vorgesehen war.

Vor dem großen, weißen Bahnhofsgebäude fand feierlicher Empfang durch die Behörden statt, der auf ausdrücklichen Befehl aus Moskau erfolgte. Die Sowjetregierung benutzte die Gelegenheit, um der Welt zu zeigen, wie hoch sie die Ergebnisse der von ihr ins Werk gesetzten Polarexpedition einschätzte.

Jeder der Reisenden erhielt im großen, neu eingerichteten Astoriahotel, dem Bahnhof direkt gegenüber, ein Zimmer mit Baderaum zugewiesen, um sich vom Schmutz der langen Fahrt zu säubern. Im prunkvollen Speisesaal lud der Regierungskommissar zu einem feierlichen und opulenten Frühstück ein, wobei er in schwungvoller Rede, die alsbald durch Funkspruch der übrigen Welt verkündet wurde, die Verdienste aller Teilnehmer dieser wissenschaftlichen Expedition gebührend hervorhob.

Besonders wurden die Leistungen der deutschen Führer und Ingenieure erwähnt, aber auch Amerika, Japan und Rumänien erhielten ihren Dank ausgesprochen. Frankreichs Intrigen wurden kurz mit dem Hinweis auf die fehlgeschlagenen Störungsversuche einer stets Unfrieden stiftenden Macht abgetan.

Nach dem Frühstück forderte Stratoff die Fürstin zu einer Autofahrt durch die neuentstandene Großstadt des fernen Ostens auf. Gern willigte Linda ein, und in gemäßigter Fahrt ging es über die weiten, großzügig angelegten Boulevards, vorbei an prächtigen Regierungsgebäuden, großen Kaufhäusern, Theatern und Kinos bis zur Chinesenstadt, wo das dichtgedrängte, unübersehbare Gewimmel des Ostens herrschte.

„Ich begreife nicht, wie dieses Land sich so schnell von der Revolution erholen konnte", sagte Linda.

„Es liegt eine naturwüchsige Kraft im russischen Volke", erklärte Stratoff. „Zunächst mußte man die Leute wieder an Arbeit gewöhnen, und das haben wir Bolschewisten mit eiserner Zuchtrute erreicht. Weiterhin gaben wir aber auch den Unternehmern die Möglichkeit, sich neue Reichtümer zu erwerben. Denn der Staat vermag nie die Initiative des einzelnen zu ersetzen. Wenn ich mich selber seziere, so muß ich eingestehen, daß auch ich bereits auf dem besten Weg bin, zur Partei des Reichtums und der Intelligenz überzuschwenken, weil ich keine Lust verspüre, eines Tages zu den Besiegten zu gehören. Aber das muß zwischen uns beiden bleiben, sonst könnte man mir doch noch einen Strick daraus drehen. Aus demselben Grunde lehnte ich auch das mir mehrfach angebotene Amt eines Volkskommissars ab. Wozu sich unnötig exponieren?"

„Und doch spielen Sie eine bedeutende Rolle in Ihrem Lande", sagte Linda. „Der uns unentgeltlich zur Verfügung gestellte Extrazug von Wladiwostok bis Moskau und der Empfang durch die Behörden beweist es zur Genüge."

„Man schätzt mich als überzeugten Kommunisten, der mit den Waffen des Kapitalismus unser Land wieder in die Höhe zu bringen versucht. Und für unser Unternehmen hat man nach meinen Berichten besonderes Interesse."

„Was wird nun weiterhin geschehen?"

„Ich informiere die Regierung persönlich und versichere mich ihrer weitgehenden Unterstützung, sofern nicht Geld in Frage kommt, denn das haben sie selber nicht. Dann versuche ich, mit Hilfe meines deutschen Kompagnons das Unternehmen ausreichend zu finanzieren. Unterdessen bleiben wir aber auch sonst nicht untätig, sondern werden sofort mit dem Bau neuer großer Flugzeuge beginnen."

„Und wann wird der nächste Flug zum Nordpol stattfinden?"

„Nicht vor Anfang nächsten Sommers. Sie haben also vollauf Zeit, Ihren Winter in Kairo oder Biskra zu verbringen."

„Ich will dieses Jahr nicht verreisen", sagte Linda. „Vorläufig bedarf ich etwas der Ruhe. Und dann bleibe ich lieber in Rumänien. Dort bin ich nicht zu weit vom Felde Ihrer Tätigkeit entfernt. Als einer der Gründer des Unternehmens muß ich mich von Zeit zu Zeit von den Fortschritten überzeugen. Und der Flug von Saratu oder Bukarest nach Kalmikowskaja ist ja nicht allzu weit."

Nagel war auf Stratoffs Wunsch von Moskau aus direkt nach Berlin gefahren und hatte den Großindustriellen Herrn Hugo, den geheimen Geschäftsfreund des Russen, in einem dringenden Brief um eine persönliche Unterredung gebeten. Umwendend erhielt er folgendes Telegramm:

„Sie werden ersucht, am 26. dieses Monats 3 Uhr 45 Min. nachmittags den D-Zug Nr. 15 in Lehrte zu besteigen. Herr Hugo hält sich bis Celle zu Ihrer Verfügung. Wagen 5, Sitzplatz 1—4."

Nagel fuhr morgens nach Lehrte und stand zur angegebenen Zeit vor dem bezeichneten Abteil 1. Klasse, dessen Vorhänge zugezogen waren. Ein auf dem Gange stehender Herr fragte ihn, wen er zu sprechen wünsche. Der junge Ingenieur zeigte schweigend sein Telegramm.

„Ich werde Sie anmelden", erklärte der Herr. „Doch müssen Sie mir kurz den Zweck Ihrer Unterredung sagen."

„Es handelt sich um persönliche Mitteilungen Herrn Stratoffs aus Kalmikowskaja."

Der Herr verschwand, und gleich darauf wurde Nagel eingelassen. Ein mittelgroßer, einfach aussehender Herr in kurz geschnittenem, dunklem Vollbart saß in der Ecke und diktierte einer Sekretärin in die Schreibmaschine. Zunächst schenkte er dem jungen Ingenieur keine Beachtung, sondern ließ den Brief beenden. Dann sagte er kurz:

„Fertigmachen und gleich zur Unterschrift herbringen."

Die Sekretärin erhob sich und verschwand. Hugo wandte sich an Nagel.

„Bitte Platz nehmen und kurz berichten."

Eine plötzliche Verlegenheit ergriff den jungen Ingenieur, so daß er seine wohlvorbereitete Rede vergaß. Dann riß er sich zusammen und begann:

„Ich war der Leiter der gerade zurückgekehrten Nordpolexpedition."

„Meinen Glückwunsch zu dem schönen Erfolge. Wo befinden sich die übrigen Teilnehmer?"

„Heute wohl bereits in Kirgisia. Ich verließ sie in Moskau."

„Bitte weiter."

„Im Auftrage Herrn Stratoffs soll ich von den Resultaten unserer Reise berichten."

„Gut. Aber bitte recht kurz. Alles Wissenschaftliche fortlassen und nur die greifbaren Ergebnisse erwähnen, falls es solche gab."

„Wir entdeckten ein großes Platinlager, das leicht auszubeuten ist. Dadurch werden wir imstande sein, binnen kurzem alle Unkosten der Unternehmung zu decken."

„Brachten Sie Proben mit?"

„Wir hatten weder Zeit noch Werkzeuge, um die Ader anzuschlagen. Nur durch die Wünschelrutentätigkeit des Herrn Sander wurde sie festgestellt."

„Ich hörte bereits von ihm. Was verbürgt, daß er sich nicht irrt?"

„Meine felsenfeste Überzeugung, die sich auf seine glänzenden Erfolge stützt. In Rumänien war ich mehrfach Zeuge unfehlbarer und ans Wunderbare grenzender Ergebnisse."

„Fanden Sie sonst noch etwas?"

„Kohle, deren Abbaufähigkeit zweifelhaft ist, und ein großes Eisen- und Erzgebiet. Vor allem aber ein unermeßliches Erdöllager in geringer Tiefe."

„Halten Sie die in Ihrer Denkschrift angeführte Aufstellung einer Kraftstation am Nordpol für ausführbar und vor allem für gewinnversprechend?"

„Die Wirklichkeit übertraf meine Hoffnungen."

„Das freut mich", sagte Hugo. „Was wollen Sie aber von mir?"

„Ich hoffe, daß Sie unsere Vorbereitungen finanzieren, um schließlich der ausschlaggebende Faktor des ganzen Unternehmens zu werden. Da ich nun weiß, wie sehr Ihre Zeit belastet ist, so mache ich den Vorschlag, einen Ihrer sachverständigen Angestellten zu beauftragen, das ganze Problem eingehend mit mir durchzusprechen. Vielleicht gelingt es, ihm die Überzeugung beizubringen, daß mein Plan keine Utopie ist."

„Der Vorschlag läßt sich hören. Nehmen wir also einmal meine Bereitwilligkeit an, Ihnen zu helfen. Welcher Art sollen Ihre vorbereitenden Unternehmungen sein?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Ueberraschung.

Eine heitere Lortzing-Anekdote.

Erzählt von Paul Bülow.

Meister Lortzing saß im Arbeitsstübchen seines schmucken Gartenhäusleins an der Funkenburg bei Leipzig.

Vor ihm duftete ein Täßchen Morgenkaffee mit dem bescheidenen Frühstück.

Frau Rosine war um die Kinder bemüht, die schon am frühen Morgen mit lärmendem Geräusch das Haus bevölkerten.

„Na, wer poltert denn da die Treppe schon zu so zeitiger Stunde herauf ...“

Die Tür wurde aufgerissen; Freund Reger und Freund Düringer stürmen ins Zimmer, fallen dem Kollegen um den Hals und jubeln und tollen in übermütiger Frohlaune im Zimmer herum.

„Bravo, mein Junge“, sprudelte Reger vor Ausgelassenheit, „Komödianten so wie wir müssen Glück haben! Vor acht Tagen kaufst du mir dies Viertellos der Staatslotterie ab, weißt du, von wegen meiner ständigen Verlegenheit in punkto Silbergeld ..., bist aber eben doch 'n braver Kerl, gönnen dir's von Herzen, dem kinderreichen Komponisten und Mimen von Gottes Gnaden ...“

Und ehe Lortzing überhaupt begriff, was los war, schlug ihm der Freund die Kaffeetasse aus der Hand, zerschmetterte mit der Partitur der „Beiden Schützen“ zwei Fensterscheiben und stürmte jauchzend die Treppe wieder hinab.

Freund Düringer hatte indessen mit Frau Rosine einen Rundtanz gewirbelt und war dann Reger nachgeeilt.

„Sind die beiden von Sinnen gekommen, oder was soll das heißen?“

„Nun, ich glaub' schon, daß es in dem Briefel da eine besondere Überraschung gibt ... Nimm hier das Messer und schneid' mal auf ...“

Ein Augenblick erwartungsvoller Stille.

Dann aber ...

„Weib, mein allerliebstes Rosinchen, nein, wär's denn möglich ... das kann ja gar nicht sein, dies alles ... gewonnen! Denk dir, mit tausend Talern ist's herausgekommen ... Da muß ich doch gleich mal den beiden nach ... und die Scherben dort laß nur noch ein Weilchen liegen, die brachten Glück ins Haus ... leb wohl, leb wohl ...“

Und nun stürmte auch noch Vater Lortzing die Treppe herunter.

Frau Rosine aber, die bei aller Freudigkeit doch ein wenig gekränkt zurückgeblieben war, hatte alle Mühe, die hereinstürmende Kinderschar von den Scherben wegzutreiben.

Lange mußte sie ihres Mannes Rückkehr harren.

Erst als St. Thomas zwei Uhr mittags verkündete, verließ das Kleeblatt Riedels Weinstube und versank dann in Lortzings Gartenhäuschen in einen ergiebigen Schlummer.

Der Prinz ohne Schmerz.

Von Hela Hofmann.

(Nachdruck verboten.)

Es war einmal ein Königspaar, das hatte in seinem Leben soviel Schmerz erlebt, daß es keiner auszudenken vermag. Und als ihnen in späteren Jahren ein Prinz geboren wurde, nahmen sie sich vor, den Knaben vor allem Schmerz zu bewahren. Er sollte nicht leiden müssen wie seine Eltern.

Im Lande wurden Feste gefeiert zu Ehren des neugeborenen Prinzen und der König ließ Herolde herumziehen, die verkündeten: „Mein Sohn soll ein Reich des Glückes regieren. Er soll nie erfahren, daß es Schmerz und Leid gibt in der Welt. Keine Träne soll er kennen, nur das frohe Lächeln. Und wenn der König nichts weiß vom Schmerz, wird auch das Volk nichts davon wissen. Nur Freude wird herrschen in seinem Lande. Darum befehle ich: Keiner soll vor ihm weinen, keiner das Wort „Leid“ aussprechen. Jeder muß ihm ein lächelndes Antlitz weisen. Wer verstößt gegen mein Gebot und den Prinzen irgendwie den Schmerz kennen lehrt, büßt es mit dem Leben!“

Der Prinz wuchs heran und sah nur lächelnde Gesichter. Keiner wagte es, zu weinen, denn jeder fürchtete die Strafe des Königs.

Als der Prinz noch ein Knabe war, starb sein Vater. Auch da verbot die Königin jede Äußerung des Schmerzes, der frohe Prinz sollte nicht aus seinem Traum vom ewigen Glück erweckt werden.

Die Königin kniete weinend an der Bahre des Gatten, aber als sie den Sohn eintreten hörte, trocknete sie schnell ihre Tränen. „Dein Vater ist tot!“ sagte sie, aber sie lächelte dabei.

Der Prinz fühlte es heiß in seine Augen steigen, aber er vergoß keine Träne, denn er hatte noch keinen weinen gesehen und schämte sich seines Gefühls. Und dann sprach er: „Sag mir eines, Mutter. Warum lächelst du immer? Mir tut dein Lächeln so weh — —“

Da erschrak die Königin und eine tiefe Angst zuckte in ihrem Herzen. Woher kannte er das Wort „weh“? Und woher hatte er den schmerzlichen Ausdruck in der Stimme, als er es aussprach. Aber sie konnte den nicht entdecken, der es ihn gelehrt hatte.

Man trug den König zu Grabe. Und die Leichenträger lächelten, die Hofdamen und Grafen, die hinter dem Sarge schritten, alle lächelten sie, alle ——— Und der junge König lächelte auch.

Er trat unter der Leitung seiner Mutter die Regierung an. Nur Freude herrschte im Lande, aber in verborgenen Stuben hockte das Leid und lastete auf den Menschen, die immer lächeln mußten. Die alte Königin glaubte ihren Sohn ganz glücklich und war zufrieden.

Da trat er einmal in ihre Kammer und sah sie an aus ernsten, tiefen Augen, während um seinen Mund noch immer das Lächeln spielte, das man ihn gelehrt hatte. „Mutter“, sagte er, „ich komme Klage zu führen gegen mein Volk!“ Sie sprang auf: „Was tun sie dir, die Undankbaren, dir, dem besten, gütigsten und heitersten König?“ — „Sie schenken mir alles, Mutter: ihre Freude, ihre Arbeit, ihr Leben — — Nur an einem wollen sie mich nicht teilhaben lassen: an ihrem Schmerz!“

Die Königin erschrak: „Woher kennst du den Schmerz?“ fragte sie mit einer Stimme, in der Zorn bebte.

„Ich sah ihn in einem Menschenantlitz stehen, Mutter. Ich sah ihn auf der bleichen Stirne eines Menschen thronen, den man für den Glücklichsten hielt. Ich sah ihn in Augen tanzen, die nie gelernt hatten zu weinen. Auf zitternden Lippen schaute ich ihn, um die doch ein Lächeln schweben mußte. Ich sah ihn und verstand ihn plötzlich!“ „Wo sahst du ihn?“ fragte die Königin, „nenne mir den Menschen, der ihn dir zeigte, der gegen das Gebot deines Vaters gefrevelt.“ Und sie nahm sich vor, die angedrohte Todesstrafe an dem Menschen zu vollziehen, der den frohen Prinzen den Schmerz kennen gelehrt hatte. „Sag mir, wo du ihn sahst!“

Da beugte der junge König sein lächelndes Antlitz, das verklärt war von einem leidvollen und doch größer machenden Wissen, zu ihr nieder. Er flüsterte es ihr ins Ohr wie ein tiefes, schweres Geheimnis:

„Ich sah in den Spiegel, Mutter!“

Das Gespenst als Schaunummer.

Vor einigen Wochen erregte in Lübeck das Auftauchen eines Gespenstes Aufsehen, das Tag und Nacht in einem Hause spukte und alle in der Nähe weilenden Personen gehörig äffte. In der Hürstraße in Lübeck wohnt der Schlächtermeister Sußmann mit Familie und Gesinde, dessen in gleichem Hause gelegenes Geschäft sich seit jeher eines lebhaften Zuspruches erfreute. Plötzlich aber begann es in dem Hause zu spuken. Aus den verschiedenen Winkeln des Hauses schollen bei Tag und bei Nacht nicht nur den Hausbewohnern, sondern auch der Kundschaft der Schlächterei und den Straßenpassanten Rufe entgegen, die nichts weniger als Schmeicheleien bedeuteten, und die sich in dem Genre von „Lump“, „Verbrecher“, „Hanswurst“ usw. hielten. Der Familie des Schlächters wurde es ehrlich gruselig; denn das Gespenst war weder zu entdecken, noch zu beschwichtigen, dafür war der Spuk in der Hürstraße aber sehr schnell Tagesgespräch in Lübeck. Schließlich wurden aber die Nachbarn und Kunden, die mit den unliebenswürdigsten Rufen empfangen wurden, ungemütlich und der Schlächtermeister Sußmann mußte die Polizei um Hilfe anrufen.

Polizeibeamte kamen und stöberten jeden Winkel im Hause durch und suchten sogar in der Nacht die Dächer des Hauses und der Umgegend mit Licht ab, während auf der Straße eine nach Hunderten zählende Menschenmenge der Dinge harrte, die sich dort entwickeln sollten. Aber das Gespenst bewies der hohen Polizei gegenüber nicht mehr Respekt als vor gewöhnlichen Sterblichen. War man auf dem Boden, erschollen die Rufe aus dem Keller; jedenfalls hielt das Gespenst sich immer gerade dort auf, wo die Polizei nicht war. Schließlich wurde den Polizisten die Sache zu dumm, und sie traten den Rückweg an.

An ihrer Stelle trat nun die Kriminalpolizei in Funktion. Auch diesen Beamten gegenüber erwies sich zunächst der Spuk als durchaus wirkungsvoll. Plötzlich aber ertönte aus dem Keller ein gewaltiges Geschrei. Das Gespenst hatte sich überrumpeln lassen und wurde nun ans Tageslicht befördert. Mit den überraschten Hausgenossen schüttelte die halbe Stadt die Köpfe, als sich das Gespenst als das Sußmannsche Dienstmädchen Martha Götze entpuppte. Martha

stammte von einem Dorfe aus dem Oldenburgischen und war erst kurz vorher zugezogen und hatte sich als recht anstellig und bescheiden erwiesen. Da die Familie Sußmann auf weitere Beweise ihrer vielseitigen Fähigkeiten verzichtete, legte die Polizei der talentvollen Bauchrednerin nahe, den Staub Lübecks schnellstens von den Füßchen zu schütteln, was denn auch geschah.

Doch Marthas Karriere war damit noch nicht beendet. Im Gegenteil — die Gastvorstellung in Lübeck war erst das Vorspiel, das freilich außer Martha auch noch andere Leute davon überzeugt haben dürfte, daß das Mädchen zu Höherem geboren ist und so dürften die Lübecker wieder einmal staunen, wenn sie jetzt in Hamburgischen Blättern folgende Ankündigung vom Hamburger Dom, dem alljährlichen Weihnachtsmarkt, lesen:

„Der Spuk von Lübek, vom 7. Oktober, in Original, zeigt sich dem Publikum auf dem Heiligengeistfeld in der ersten Querreihe gegenüber Sophienstraße und dürfte wohl die eigenartigste Schau des diesjährigen Domes sein. Fräulein Martha Götze wird das Publikum durch ihre Kunst in atemloser Spannung halten."

So viel scheint sich eben aus allem zu ergeben: Martha hat den Zeitgeist restlos begriffen! Ihre Zukunft f[illegible]t zum Erfolg . . . Niki Fürst.

Patente, die uns nicht erreichten.

Die ewige Notenrolle. — Der Schirm mit dem Schwämmchen. Der unsterbliche Notenblattwender.

Von Artur Iger.

(Nachdruck verboten.)

Es hat bekanntlich eine Menge Menschen gegeben, die das „Perpetuum mobile" erfunden haben wollten, das „Ding an sich", das sich ohne Einfluß fremder Kraftquellen endlos bewegt. Manche Leute sind an diesem Problem sogar verrückt geworden. Hätte es je ein Tausendsassa herausbekommen, es wäre immerhin keine üble Sache gewesen. Mit dem „ewig Beweglichen" hätte man schließlich etwas anfangen können. Aber es gibt Erfinder, die sich damit abquälen, Nüsse zu knacken, von denen man vorher weiß, daß sie taub sind. Das Originelle dabei ist, daß solche tauben Nüsse zuweilen patentiert werden. Ja, die Herren Patentjuristen sagen sogar schmunzelnd, diese Dinge müssen patentiert werden, wenn die Erfindung ordnungsgemäß angemeldet ist und den Vorschriften des Patentgesetzes entspricht. Ob die Erfindung der Menschheit irgendwelchen Nutzen bringt, geht das Patentamt nichts an, es muß nur etwas „noch nie Dagewesenes" sein.

Du lieber Himmel, man glaubt ja gar nicht, was alles trotz des weisen Rabbi Ben Akiba „noch nicht dagewesen" ist. Das Kuriosenkabinett des Patentamts birgt da manche interessanten „Patente, die uns nie erreichten".

Auf der letzten Leipziger Frühjahrsmesse tauchte eine patentierte „epochemachende Neuheit" auf, die „ewige Notenrolle". Sie ging zwar nicht „ewig", aber immerhin vierzehn Tage hintereinander, ohne aufgezogen zu werden. Hat etwa schon jemand mit dieser „ewigen Notenrolle" Epoche gemacht? Man denke sich ein elektrisches Klavier, das Tage und Nächte hintereinander den „lieben Augustin", das „Miserere", den neuesten Shimmy spielt. Wenn ein Wassertropfen stetig auf die Kopfhaut fällt, soll das betreffende Individuum schon nach einer halben Stunde daran kaputt gehen. Wenn ein Notenband stunden-, tage-, ja wochenlang rollt, würde eine Massenkatastrophe die ganze Nachbarschaft heimsuchen.

Vor ein paar Jahren hat ein Mann auf den Regenschirm mit Schwämmchen sein D. R. P. bekommen. Diesem edlen Menschenfreunde ging es wider den Strich, daß das Regenwasser durch den Schirm nur abgeleitet, nicht aufgefangen wird. Ist erst die Schirmfläche durchnäßt, dann rieselt der Regen von den Stangenenden herab; wie leicht kann da der Schirmträger betropft werden. Darum erfand der geniale Mann den „Tropfenfängerschirm". An jedem Stangenende ist ein Schwämmchen befestigt, das die Tropfen auffaugt. Ist da nicht ein Ei des Kolumbus dem andern ähnlich?

Wie aber, wenn die Schwämmchen vollgesogen sind? Sehr einfach. Dann geht man in einen Hausflur, drückt die Schwämmchen kräftig aus und kann wieder eine Strecke Wegs tropfenlos zurücklegen. Es ist rätselhaft, daß dieser patentierte Tropfenfänger-Schirm noch nicht Gemeingut der Menschheit geworden ist.

Das gleiche Rätsel bietet sich uns mit dem Notenblattwender. Dieses Rätsel ist um um so rätselhafter, als schon so viele die „allein echte Patentlösung" gefunden haben. Man glaubt gar nicht, wie viele Köpfe sich bereits mit dem Problem des selbsttätigen Wendens des Notenblattes beschäftigt haben. In der Nummer vom 1. Oktober d. J. der „Zeitschrift für deutschen Instrumentenbau" sind allein drei neue Patente und zwei neue Gebrauchsmusterschutze für einen Notenblattwender registriert. Hier kann man geradezu von einer Erfindungsmanie sprechen. Den Regenschirm mit dem Schwämmchen hat doch schließlich nur einer erfunden, doch die Zahl derer, die den Notenblattwender erfunden haben, ist mindestens dreistellig. Nach den Feststellungen eines alten Fachmannes des Instrumentenbaues ist die Seuche mindestens vierzig Jahre alt. Denn im Jahre 1883 tauchte die erste „Erfindung" dieser Art auf. Sie hatte ein revolverähnliches Aussehen und wenn der Künstler das Notenblatt gewendet haben wollte, dann schoß er den Revolver ab. Er soll so glänzend funktioniert haben, daß die Noten sich nicht nur zwei-, sondern vierteilten.

Seit jener Zeit wimmelt es von Notenblattwender-Erfindern. Sie melden alle ihr Patent vorschriftsmäßig an, zahlen ihre Gebühren und — die musikausübende Welt greift noch immer zu den natürlichsten Notenblattwendern, die man sich denken kann, zu Daumen und Zeigefinger. Denn auch der schönste elektrische Notenblattwender bedarf eines Druckes von außen.

Vielleicht kommt aber noch einmal der Menschheitsbeglücker, der uns auch von diesem Drucke befreit.

Bunte Chronik

* **Aus einer alten Hochzeitsordnung.** Die hohe Obrigkeit kümmerte sich früher um sehr viel mehr Dinge als heutzutage. So war zum Beispiel die Art der Bewirtung bei Hochzeiten überall durch sogenannte Hochzeitsordnungen geregelt. Die Magdeburger Hochzeitsordnung vom Jahre 1544, die als Normalordnung angesehen werden kann, bestimmte, daß zu Patrizierhochzeiten nicht mehr als 72 Personen, zu sogenannten Innungs- oder Kaufmannshochzeiten nicht mehr als 60, zu Hochzeiten der gemeinen Bürger nicht mehr als 40, zu Hochzeiten von Bedienten und Tagelöhnern nicht mehr als 18 Personen geladen werden durften, einschließlich sämtlicher Familienmitglieder. Jede diese Zahlen überschreitende Person war unter empfindliche Strafen gestellt. Der Pfarrer, der die Trauung vollzogen hatte, durfte geladen werden, aber nicht der Schulmeister oder Kantor; diesem durfte nur ein Trinkgeld, und zwar ein halber Gulden, gegeben werden. Die Kränze, die von der Braut, Bräutigam und Brautführern getragen wurden, durften bei Patriziern nicht über einen Gulden, bei Innungsangehörigen und Kaufleuten nicht über einen halben Gulden, bei gemeinen Bürgern nicht über einen viertel-Gulden und bei Dienstboten nicht über drittehalb Groschen kosten. Am Hochzeitstage durften den Gästen nur zwei Mahlzeiten, eine mittags und eine abends, zu je drei Gerichten gegeben werden. Süßer Wein war dabei nicht erlaubt, ebensowenig Konfekt, Marzipan und derlei Süßigkeiten. Ein Extragericht Fische oder Krebse bedurfte der Erlaubnis des Bürgermeisters. Um 2 Uhr hatte man sich auf das Gildehaus zum Tanze zu begeben, um 6 Uhr mußte der Tanz beendet sein. Schießen, Feuerwerk und sonstige Belustigungen waren verboten. Die Hochzeitsgesellschaft sollte früh „auseinandergehen". Keinesfalls aber durfte die Hochzeit bis in den nächsten Tag hinein, das heißt über Mitternacht, dauern. Man sieht, die hohe Obrigkeit war damals dahinter!

*

* **Wie man's macht, ist's falsch.** Der Historiker Friedrich von Klöden erzählt in seinen Jugenderinnerungen, daß seine Urgroßmutter nichts so sehr haßte wie den Müßiggang. Sie konnte es nicht sehen, wenn jemand auch nur eine Minute unbeschäftigt war. Als ihre Enkelin, des Verfassers Mutter, als kleines Mädchen einmal nur einen kurzen Augenblick unbeschäftigt saß, rief die Großmutter sofort: „Aber Mädchen, du tust ja nichts?" — „Ich habe nichts zu tun", war die Antwort. — „Ach was", antwortete die Großmutter ärgerlich, „wenn ein Mädchen nichts zu tun hat, dann schneidet sie sich ein Loch in die Schürze und näht es wieder zu." Damit ging sie hinaus. Die Enkelin hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als dem Rat zu folgen. Unglücklicherweise kam der Vater hinein. Der hatte aber kein Verständnis für eine derartige Arbeitssucht und nahm die Rute zur Hand, um das angerichtete Unheil zu rächen. Schon war der erste Schlag gefallen, da kam zum Glück die Großmutter wieder und erklärte, den Rest der Prügel auf sich nehmen zu müssen, da sie das Kind zu seiner Tat veranlaßt hätte. Womit denn der Exekution ein Ende gemacht war.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.